

Unterwegs mit der „Partitur der Hoffnung“

Österliche Provokationen zur Gestalt des geistlichen Dienstes

Vortrag von Dr. Paul Deselaers am
Tag der Priester und Diakone 2012

Impressum

Herausgeber:

Bistum Osnabrück

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Hasestraße 40 A, 49074 Osnabrück

E-Mail: info@bistum-os.de

Internet: www.bistum-osnabrueck.de

Druck: Druckerei Levien, Osnabrück

Auflage: 1.500 Stück

Juli 2012

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser!

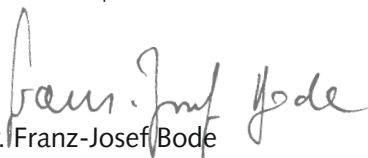
Am diesjährigen „Tag der Begegnung der Priester und Diakone“ im Bistum Osnabrück am Montag der Karwoche war Dr. Paul Deselaers aus Münster zu Gast. Er ist Spiritual am dortigen Priesterseminar. Da ich selbst verhindert war, gab er seinen hier vorliegenden Impuls zur Gestalt des geistlichen und priesterlichen Dienstes.

Gediegen beschreibt er die alltägliche gesellschaftliche Situation, in die auch Priester und Diakone eingebunden sind, und das Befinden von Religion, Glaube und Kirche in modernen Lebenszusammenhängen. Von hier aus lädt er ein zu einer Suche nach den Quellen, aus denen sich priesterliche Existenz speist, und nach den Menschen von heute mit ihren Belastungen in Beruf und Familie, mit ihren Sorgen und handfesten Nöten, mit ihrem Suchen und Fragen. Was macht da einen Priester/einen Diakon aus?

Deselaers bietet Johannes den Täufer in seiner Vorläufigkeit und seinem Stimme-sein als Orientierung an. Und er erweist die Bedeutung des Glaubenszeugnisses, ohne das das Glaubenswissen nicht lebendig wird. Deselaers stellt fest: Es braucht heute Geistliche, die im Geheimnis Gottes zuhause sind, in denen Gottes Wort lebendig wird, für das sie Stimme sein können, und die sich auf den Weg machen zu Christus und zu den Menschen, um mit ihrem Leben österlich Zeugnis zu geben.

Ein „spannender“ Vortrag, der zum Weiterdenken und einem tieferen und weiteren Leben anregt. Ich wünsche ihm viele Leser, einzelne, aber mehr noch in Gemeinschaft.

Osnabrück, im Mai 2012



Dr. Franz-Josef Bode
Bischof von Osnabrück

*Lebendiger Gott,
wir danken dir
für das Geschenk dieser
Zusammenkunft.
Sie hält in uns lebendig,
was wir allein vergessen
und verlieren würden.
Zeig uns heute neu
den Weg und das Ziel
unseres Lebens.
Festige unsere Gemeinschaft
mit dir und untereinander.
Schenk uns den Geist deines
Sohnes,
unseres Herrn Jesus Christus,
der mit dir lebt und Herr ist
in Zeit und Ewigkeit.
Amen.*

*(nach: Auswahlgebete
MB 312,20)*

1. Schätze im Keller

Lassen Sie uns mit einer ersten Stimme uns einüben, einer Stimme, die andere Stimmen in sich aufnimmt, – mit einer Stimme, die vielleicht etlichen von Ihnen nicht unvertraut ist. Es ist die Stimme von Lothar Zenetti, dem immer noch rüstigen 87jährigen Pfarrer in Frankfurt. Dieser Text ist mehr als 40 Jahre alt, hatte damals einen anderen Kontext und wird in unseren Fragen der Kirchen- und Dienstlandschaft auf neue Weise lebendig. Mein Vorschlag ist, dass ich den Text vortrage, und Sie können ihn, da Sie ihn in die Hand bekommen, dann später miteinander besprechen oder erwägen.

MIT DEN JAHREN

*Ich bin schon lange nicht mehr,
ich gestehe, tief unten
in meinem Keller gewesen,
wo die alten Weine der
Weisheit liegen
und das Wissen der
Jahrhunderte verstaubt,
das ich erwarb, o Thomas,
Tertullian und Berengar
von Tours.*

*Auch war ich, fällt mir ein,
schon lange Zeit nicht mehr*

*da oben unterm Dach,
wie früher,
wo ich den Schwalben
nachsah und selber das
Fliegen versuchte.
Mit den Jahren gewöhnt
man sich an den alltäglichen
Bedarf, das was gefragt ist
und was, und das ist wenig,
noch ankommt bei den Leuten.
So übe ich, die fremden Nöte
täglich mit Geduld zu hören,
dafür die eignen zu
verschweigen,
die kostbare Zeit,
wie gefordert,
mit ungezählten
Beschäftigungen
pausenlos zu vertun,
die Rechnungen zu bezahlen
und mit den Drucksachen,
die der Postbote bringt,
auf dem laufenden zu sein
in der Theologie des Tages.
Mit den Jahren
mag es dann gelingen,
mit Wasser zu kochen,
das unbegreifliche Brot
in sehr sehr kleinen
Brötchen zu backen
und langsam die Liebe
zu erlernen in allem.¹*

¹ Lothar Zenetti, Sieben Farben hat das Licht, München 1975, 112f; aufgenommen in: Ders., Auf Seiner Spur, Mainz 42006, 68f]

Zwei Bewegungen gibt der Text an, - nach unten in den Keller, nach oben unters Dach. Es kann zeitlich gemeint sein, etwa im Blick auf die Zeit des Studiums, auf die Zeit der blühenden Wünsche und Phantasien. Es kann auch existentiell gemeint sein, wenn es um Tiefe und Schwungkraft, und um den Ausblick geht.

Die Wendung zur Alltagstheologie sagt, dass sie sich speist aus frühen Erfahrungen. Es kann auch gemeint sein, dass man nur noch kleine Brötchen backt, dass Tiefe und Schwung und Phantasie verloren gegangen sind. Die Faktoren dafür werden benannt. Doch kann in all dem eine Durcharbeitung des ganzen Lebens das Ergebnis sein, das gekennzeichnet ist von einer bescheidenen, verlässlichen und treuen Liebe, die es nie ohne Spannkraft gibt. Vielleicht gibt es auch eine Ermüdung, die gar nicht mehr dahin kommen lässt. Ob das die derzeitige Situation von innerkirchlichen und außerkirchlichen Gegebenheiten prägt? Am Ende sehe ich bei Lothar Zenetti eher ein Einverständnis mit dem verlässlich gegangenen Weg,

der die Spannungen zusammenhält. Es ist ein Weg, der nicht von hehren Worten geprägt ist, sondern von stillen Worten, die ein entsprechendes Tun nach sich ziehen.

Vielleicht regt der Text auch an, mich zu fragen: Wo habe ich selbst Neues entdeckt, wo habe ich Lust, neue Wege auszuprobieren?

Der kleine Text von Lothar Zenetti hat die kleine Formulierung in sich: „gewöhnt an das, was gefragt ist“. Das kann verstanden werden als Enttäuschung, dass der Schwung verloren gegangen ist. Es lässt sich auch positiv wenden und dann bedeutet es, geerdet zu sein, bei den Menschen zu sein, zu wissen, was das Gebot der Stunde ist. Spiritualität gibt es nie „chemisch rein“. Sie ist Gestaltwerdung des Glaubens von Menschen, die zeitlebens „Mischwesen“ sind. Sie keimt und wächst in dem Wurzelboden eines bestimmten Einzel Lebens mit seinen ganz eigenen Gegebenheiten.

2. Zum Hintergrund: „Theologie des Tages“

Was bewegt die Menschen von heute? Was treibt unsere Gesellschaft um? Welche Entwicklungsstränge zeichnen sich ab? Oder, um in der Sprache des Konzils zu sprechen: Was sind die Zeichen der Zeit, die es zu lesen und zu deuten gilt? Und: Sind wir „auf dem laufenden ... in der Theologie des Tages“?

Wir stehen in unserem Land und darüber hinaus vor tiefgreifenden Dimensionen der sozialen Frage. In Europa gibt es derzeit etwa 20 Millionen langzeiterwerbslose Menschen. Armut bekommt wieder neue und vielfältige Gesichter. Die Angst vor Altersarmut wächst stetig. Immer mehr Menschen rutschen an den Rand der Versorgung. Jedes 8. Kind in Deutschland lebt unter der Armutsgrenze. Kranke, alte und behinderte Menschen werden zu Problemfällen der Gesellschaft. Wer hätte nicht mit diesen Menschen Kontakt? Auf der anderen Seite entwickelt sich eine Wohlstandsgesellschaft, die die Selbstverwirklichung des autonomen Ich immer mehr zum

Zentrum aller Anstrengungen macht, die immer erfinderischer wird im Bereich der Wellness-Programme und in der Suche nach neuen „Kicks“ an kein Ende kommt. Stabile familiäre Verhältnisse sind hierbei nicht selten ein Hindernis und Kinder ein Störfaktor im Feld der individuellen Lebensplanung.

Religion und Glaube werden in die Sphäre der privaten Innerlichkeit verbannt, da Gesellschaft und öffentliches Leben weltanschaulich neutral sein müssen. Eine Folge davon ist, dass das Leben sich im reinen Diesseits abspielt. Lebenssinn besteht darin, das Beste für sich herauszuholen. Ziel ist optimales und leidfreies Glück für den je einzelnen. Die Verfolgung dieses Zieles setzt eine Freiheit voraus, die keine einengenden personalen Bindungen mehr zulässt und den Menschen zum einsamen Glückssucher macht. Das Leben wird mehr und mehr zur „letzten Gelegenheit“. Glücklich der, der sie optimal zu nutzen versteht. Entsprechend gibt es geradezu mitleidige Blicke, wenn jemand das nicht tut.

Zu den Begleiterscheinungen dieser Entwicklung gehört, dass das Leben immer schneller wird, die Anforderungen immer höher, der Druck immer größer. Angstbesetzt muss der einzelne um sein Überleben kämpfen. Solidarität, Mitmenschlichkeit und Hilfsbereitschaft werden zu Größen, die nicht verneint werden, die man sich in diesem Spiel schlichtweg nicht mehr leisten kann. Der Mensch der Gegenwart wird nach seiner Arbeitskraft bemessen. Es soll vielseitig gebildet sein, grenzenlos flexibel, allseits mobil und über jede Gebühr belastbar. Nur eines sollte er nicht haben: Schwächen. Denn die bedrohen seinen Status.

Es lässt sich beobachten, dass dieses Lebenskonzept von einer steigenden Zahl an Menschen kritisch hinterfragt wird. Sinnkrisen und Abhängigkeitsgeschichten, Drogenkonsum, psychosomatische Krankheiten (oft hilflos versteckt in der verwischenden Diagnose „Burnout“) und wachsende Selbstmordraten zeigen, dass die Rechnung nicht aufgeht. Immer mehr junge Menschen steigen aus einer

Gesellschaft aus, deren zynische Botschaft an sie lautet: „Du hast keine Chance, also nütze sie.“

Urinstinkte des Menschen melden sich genau in dieser Situation wieder zu Wort: die Suche nach dem Frieden im Herzen, nach neuer Eingebundenheit in tragfähige Gemeinschaften, nach umfassender Heilung und einer Kultur der Liebe. Eine Gegenbewegung zur zerfahrenen Gesellschaft ist auch die weltweite Renaissance des Religiösen. Glaube stiftet Sinn, bietet Regeln, schafft Halt und Geborgenheit. Jedenfalls ist das die Erwartung. Im religiösen Glauben kann der einzelne etwas von dem wiederfinden, was im ökonomischen Wettlauf unter die Räder kommt. Leider aber kehren mit dieser Renaissance des Religiösen auch die dunklen Seiten der Religion zurück: übertriebener Sendungseifer, Selbstgerechtigkeit, Intoleranz und Rechthaberei.

Wo stehen wir als Kirche und als Priester/als Diakone in diesem Prozess? Vielleicht merken wir, dass wir in diesem Prozess gar nicht nur gegenüberstehen, son-

dern wir selber in ihn verwoben sind. Wir spüren das Hin- und Hergeworfensein, die Sinnleere und die Sehnsucht nach dem, was trägt, glücklich macht und Halt gibt. Was sind die Herausforderungen an uns, die sich von diesem Hintergrund her ergeben? Da wir Teil dieser Gesellschaft und mit unserem Leben in sie verwoben sind, können wir momentan vielleicht nicht mehr tun, als uns auf die Suche begeben. Diese Suche könnte zwei Richtungen haben: die Suche nach den Quellen, nach dem, was sich im „Keller“ verbirgt, und die Suche nach dem Menschen, das Ausschauhalten nach ihm.

3. Suche nach den Quellen: Priester sein im Zeichen Johannes des Täufers

Das Selbstverständnis des katholischen Priesters ist seit Langem ein viel diskutiertes Thema in Theologie und Kirche. Dazu beigetragen hat nicht nur der Priestermangel im ganzen Land, auch nicht nur die angespannte Lage in Gemeinde und Seelsorge mit all den Strukturfragen, auch nicht die Diskussion um die

Missbrauchsenthüllungen. Der Prozess dauert schon lange an.

Als 1975 das Gotteslob erschien, war für viele das Lied „Im Frieden dein, o Herre mein ... (GL 473) eine Neuentdeckung. Es war und ist eines der viel gesungenen Lieder. Die dritte Strophe lautet:

*O Herr, verleihe,
dass Lieb und Treu
in dir uns all verbinden,
dass Hand und Mund
zu jeder Stund
dein' Freundlichkeit verkünden,
bis nach der Zeit
den Platz bereit
an deinem Tisch wir finden.*

Demnach ist der Priester ein Mensch, der andere Menschen zusammenführt, indem er sie um Christus versammelt: besonders um sein Wort, das er verkünden soll, um seinen Tisch, indem er der Eucharistiefeier vorsteht und die Sakramente spendet, aber auch durch vielfältige Weisen der Diakonie, damit wir „in dir uns all verbinden“. Es geht immer um das „Menschen-um-Christus-Versammeln“, damit sie dann auch untereinander

eine Gemeinschaft bilden. Die Gestalt des Sich-um-Christus-Versammelns ist nun in den Jahren vielfältiger geworden. Für mich selbst, der ich leidenschaftlich gerne Kaplan in einer Satellitenstadt von Münster war, ist mit meinem Dienst in der Priesterausbildung und Begleitung als Spiritual manches anders gekommen, als ich je gedacht hatte. Die Gespräche, Exerzitien, die Unterrichte im Priesterseminar, die Impulse waren im Sinne der Verkündigung und der Diakonie priesterliche Aufgaben, nämlich wenn ich jungen Menschen ein Gottesbild, ein Lebensbild, ein Kirchenbild und ein Priesterbild zu vermitteln versuche, mit dem sie leben können, das ihnen für ihr Leben etwas gibt. Neben allen Weisen seelsorgerlicher Tätigkeit ist diese „dialogische Diakonie“² an den Lebenswenden wie auch in der lebenslangen Orientierungssuche erfragt und erwartet.

Nun hat das offenbar für die jüngere Generation nicht mehr den Reiz, wie man am ausblei-

benden Priesternachwuchs sieht. Laien, pastorale Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen nehmen heute vergleichbare seelsorgliche Aufgaben wahr. Das irritiert viele. Die Hauptursache scheint mir aber woanders zu liegen. Für viele junge Menschen hat die Gestalt Christi oft nicht mehr die gleiche Bedeutung. Die Priester müssen oft große Motivationsarbeit leisten. Christus in den Mittelpunkt zu stellen, hat angesichts der ganzen Glaubenssituation in Westeuropa stark an Plausibilität verloren. Gottesbild (Theodizeefrage), Kirchenbild – das alles ist in eine erhebliche Krise geraten – und zwar nicht, weil die Kirche einfach versagt hätte, sondern weil das, was in der Vergangenheit im kirchlichen Milieu wie selbstverständlich von Generation zu Generation weitergetragen wurde, jetzt ständig neu argumentativ und existentiell begründet werden muss. Das ist das, was heute alten wie jüngeren Priestern und Diakonen abverlangt wird. Bei den Adressaten muss ständig erst die Motivation dafür geweckt werden, dass dieses Sich-um-Christus-Versammeln einen hohen, ja auch unaufgebbaren

2 Vgl. dazu: Hubert Windisch, Seel-sorgegespräch, in: LThK 9, Freiburg 32000, 389-390.389.

Wert darstellt. Die neuen Jesusbücher des letzten Jahres sind ein sprechendes Indiz für diese offene Flanke.³

Gerade junge Menschen, die nicht mehr in einem lebendigen kirchlichen Leben aufwachsen, atmen heute das Nicht-glauben-Können geradezu mit der Luft ein. In unserer Lebenswelt spielt Gott fast keine Rolle mehr. Wo sind in den Familien christliche Symbole präsent? Wo wird gemeinsam gebetet? Vielleicht mit den ganz kleinen Kindern, aber danach kaum mehr, wie wir alle aus es der Erstkommunionvorbereitung kennen. Angesichts dieser Fremdheit zu den christlichen Themen eine Bücke zu schlagen, die Menschen auch über das Kindesalter hinaus dafür zu begeistern, das erweist sich heute als sehr schwierig. Was tue ich, wenn ein junger

Mann aus dem Dorf, in dem ich „ehrenamtlich“ Pastor bin, mit einer jungen Frau kommt und sich zur Heirat anmeldet? Sie kommt aus einer Großstadt, hat keine Berührungspunkte mit religiösem Leben gehabt, ist tolerant, auch im Blick auf die Kindererziehung und Taufe, und sagt entwaffnend: „Wissen Sie, mir fehlt nichts.“ Solche Einzelsituationen lassen sich leicht auf das Ganze übertragen.

Was wäre im Sinne Jesu? Wie soll nach seinem Vorbild ein Priester leben? Was soll für ihn ein Priester sein? Was hat Jesus in dieser Hinsicht von seinen Jüngern erwartet? Er wollte bestimmt nicht, dass in seiner Kirche ein privilegierter Stand, eine eigene „Kaste“ über und jenseits des priesterlichen Gottesvolkes, der „normalen Gläubigen“ entsteht. Seine Warnung ist doch eindeutig: „Bei euch soll es nicht so sein ...“ (Lk 22,26). Seid Brüder und Schwestern miteinander! Noch etwas anderes kommt hinzu: Die Lebensform eines Priesters wird heute kulturell und auch innerkirchlich vielfach nicht mehr mitgetragen. Nehmen Sie den Alltag des Zölibats: Ein Mensch lebt

3 Vgl. dazu: Joseph Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth. Band II: Vom Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung, Freiburg i. Br. 2011; Marius Reiser, Der unbequeme Jesus, Neukirchen-Vluyn 2011; Gerhard Lohfink, Jesus von Nazareth – Was er wollte, wer er war, Freiburg i. Br. 2011; Thomas Söding, Die Verkündigung Jesu – Ereignis und Erinnerung, Freiburg i. Br. 2011

alleine in einem großen Pfarrhaus. Die Lebensform des Zölibats kann nur gelingen, wenn sie in Gemeinschaft gelebt wird, zumindest Formen von Gemeinschaft kennt, und damit auch in Verbindung mit den anderen evangelischen Räten erkennbar wird. Man kann den einen evangelischen Rat (Ehelosigkeit) nicht einfach aus dem Zusammenhang herausreißen, ohne dass die anderen (Armut und Gehorsam) nicht auch Berücksichtigung finden.⁴

Damit wird etwas anderes deutlich: Durch den gesamt-kulturellen Wandel, der auch tief in das Gottesvolk eingedrungen ist, ist der Priesterberuf heute in der Regel kein sozialer Aufstieg mehr. Als ich vor 40 Jahren Priester wurde, war das wenigstens in dem kleinstädtischen Milieu, in dem ich groß wurde, noch allgemein geschätzt, geachtet und anerkannt. Heute wird ein junger Mann, der Priester werden will, eher verständnislos angeschaut, wie ein Exot aus vergan-

genen Zeiten, selbst in der eigenen Familie.

Natürlich hängen noch viele Menschen in einer gewissen Ratlosigkeit einem Priesterbild an, das veraltet ist. An der Gestaltung von Primizfeiern lässt sich das gut erkennen. Der Priester muss aus dem üblichen Rahmen herausfallen. Das wird dann gerne mit dem Mysterium verbunden – und wohl auch verwechselt. Viele alte Vorstellungen aus der Religions- und Kirchengeschichte laufen letztlich auf eine ungute Mystifizierung des Priesters hinaus. Bei den Primizgeschenken verwahre ich noch dieses hinter Glas gerahmte Wort:

Ein PRIESTER muss sein

*Ganz groß und ganz klein,
Vornehmen Sinnes wie aus
Königsgeschlecht,
Einfach und schlicht wie ein
Bauernknecht;
Ein Held, der sich selbst
bezwungen,
Ein Mensch, der mit Gott
gerungen;
Ein Quell von heiligem Leben,
Ein Sünder, dem Gott vergeben;
Ein Herr dem eigenen*

4 Vgl. dazu: Johannes Bours / Franz Kamphaus, Leidenschaft für Gott, Freiburg 1981

Verlangen,
Ein Diener der Schwachen
und Bangen;
Vor keinem Großen
sich beugend,
Zu dem Geringsten
sich neigend;
Ein Schüler von seinem Meister,
Ein Führer im Kampf
der Geister;
Ein Bettler mit flehenden
Händen,
Ein Herold mit goldenen
Spenden;
Ein Mann auf den
Kampfesstätten,
Ein Weib an den
Krankenbetten;
Ein Greis im Schauen,
Ein Kind im Trauen;
Nach Höchstem trachtend;
Das Kleinste achtend;
Bestimmt zur Freude,
Vertraut dem Leide,
Weitab vom Neide;
Im Denken klar,
Im Reden wahr,
Des Friedens Freund,
Der Trägheit Feind,
Feststehend in sich –
Ganz anders als ich.

*(Salzburgische Handschrift
aus dem Mittelalter)*

Die Rahmung dieses Textes ist so gestaltet, dass Anfang und Ende fett gedruckt sind: „Ein Priester muss sein – ganz anders als ich“. Es wird also indirekt der Komparativ eingetragen, der den Priester nicht nur zu einem Anderen, sondern zu einem Besseren macht. Bei aller Idealisierung, die weder durch das biblische Zeugnis noch durch das durchschnittliche Lebensprofil gedeckt ist, stecken manche kostbaren Seiten darin, die erbetet und erarbeitet werden wollen. Doch um den Komparativ geht es nicht. Solch ein eher abgehobenes Priesterbild fasziniert etliche junge Leute wieder, die überlegen, Priester zu werden oder im Studium sind. Was sie anzieht, ist das geschlossene Priesterbild, das sich hier ausspricht, und das eben in unserer Gesellschaft nicht zu finden ist, das sie jedoch abgrenzt von dieser Gesellschaft und eine Antwort zu geben scheint auf die komplexe und eben auch komplizierte gesellschaftliche Situation – bei aller heimlichen und unreflektierten und auch lustvollen Teilhabe an ihr. Nur, dieses Ideal lässt sich nicht an Äußerlichkeiten festmachen, an der Standeskleidung

oder daran, ob sich jemand ganz auf die Liturgie konzentriert. Wenn man im Äußeren das Eigene, das Spezifische, das Profilierende sehen will, überspielt man damit eher die eigene Rollenunsicherheit, und verfehlt das, was vom Evangelium und der Tradition der Kirche gemeint ist.

Das Zweite Vatikanische Konzil spricht, wenn es vom Priester und von seinem Profil spricht, immer vom Dienst: Priester sein *für* jemanden, *für* die Gemeinschaft des Volkes Gottes. Keiner ist für sich selbst Priester. Ihn gibt es von Christus her nur in Bezogenheit auf das priesterliche Gottesvolk und auf die Kirche. Es gibt heute oft eine falsche Entgegensetzung, wenn das Eine „funktional“ genannt wird und das Andere, also der Priester als Repräsentant Christi, in einem losgelösten ontologischen Sinn begriffen wird. Papst Johannes Paul II. hat in vielen Dokumenten drauf hingewiesen, dass beides nicht voneinander zu trennen ist, das Sein und die daraus notwendig erwachsende Funktion. Der Priester ist in allem ein „Gesandter Christi“, der seinen Dienst in einer dreifachen Weise

wahrnimmt – in Verkündigung, Sakramentenspendung und Diakonie, also als Dienst im Ganzen.

Wo konkretisiert sich das nun geistlich? Wo könnte ein Quellpunkt für das gelebte Priestersein liegen? Zwei Linien möchte ich gerne im Sinne der Suche nach den Quellen andeuten, die mir immer näher gekommen sind vom Patron der Gemeinde her, in der ich lebe: *Johannes der Täufer*. Das ist einmal „*Stimme sein*“ und zum anderen das „*Sakramentales Leben*“.

a. Stimme sein

Johannes der Täufer macht auf eine elementare Dimension aufmerksam, die vor allem im Advent und in der Fastenzeit nahe kommt. Advent ist ja die lateinische Übersetzung des griechischen „Parusia“. Das ist in der antiken Welt der Fachausdruck für die nahe Ankunft oder auch schon die Anwesenheit des Königs, wenn er den Seinen die Zeit seiner Gegenwart schenkt und geradezu seinen Staatsbesuch abstattet. Auch im christlichen Glauben geht es um eine Ankunft, nämlich um die Anwesenheit Gottes in unserer Welt.

Nur wenn Gott mit seinem Kommen im Mittelpunkt steht, ist christlicher Advent, erhält auch das Warten einen konkreten Inhalt. Denn wir Christen warten nicht auf etwas, sondern auf Jemanden: auf Gott, der im Kommen ist und uns in seinem Sohn geradezu seinen königlichen Staatsbesuch abstattet. Darum beginnt die Liturgie des 1. Advent mit dem Wort aus Ps 25,1-3: „Zu dir, Herr, erhebe ich meine Seele“ (vgl. dazu GL 462, ein Lied, bei dem der Bezug zum Psalm 25 nicht vermerkt ist).

Darauf macht Johannes der Täufer aufmerksam. Er weist ganz auf den hin, der im Kommen ist und uns seine Parusie schenkt. Ihm hat der Maler Matthias Grünewald ein sprechendes Ehrendenkmal gestiftet. Im Zentrum seines weltbekannten spätgotischen Isenheimer Flügelaltars in Colmar steht das Kreuz Jesu Christi vor einer dunklen und leeren Landschaft. Zur Rechten des Kreuzes ist die mächtige Gestalt des Täufers Johannes dargestellt. Mit ausgestreckter Hand, deren Zeigefinger expressiv verlängert ist, weist er hin auf den Gekreuzigten. Auf dem Hintergrund hat

der Maler in lateinischer Sprache ein entscheidendes Wort des Täufers aus dem Johannesevangelium hingeschrieben, das das Bild deutet: „Er muss wachsen, ich aber muss kleiner werden“ (Joh 3,30), und zwar in dem Maße, in dem seine Ankunft und Gegenwart deutlicher wird. Der Täufer ist ganz auf den Schmerzensmann am Kreuz konzentriert und doch zugleich dem Blick des Beschauers zugewandt, als wolle er alle betrachtenden Blicke sammeln und in die Richtung seines Zeigefingers lenken: „Dieser ist es.“

Diese Gebärde des Wegweisens von der eigenen Person und des Hinweisens auf den Kommenden ist zum verdichtenden Symbol des Lebens des Täufers geworden. Im buchstäblichen Sinn des Wortes ist der Täufer ein vor-läufiger Mensch gewesen, genauer ein Mensch, der darum weiß, dass er stets hinter dem zurück bleibt, auf den er hinweist und dem er doch voraus läuft. Sein ganzes Leben ist letztlich nichts anderes gewesen als ein lebender Zeigefinger auf Jesus Christus hin zu sein, der im Kommen ist und uns seine Parusie schenkt.

Johannes hat – wie jeder echte Zeuge – „seine Identität – paradoxerweise – in der Nichtidentität, im Verweis-Sein auf das hin, was er selbst nicht ist“⁵. Darin ist er die Vorausdarstellung und der Prototyp des priesterlichen Dienstes in der Kirche. Er wirbt für Christus und für Gott!

Die Menschen eilen zu ihm hinaus, um seine Stimme zu hören. Doch die Botschaft, das Wort, spricht jener, der nach ihm kommt. Johannes ist der Vorredner, wie er auch der Vorläufer ist. Bevor das Wort sich ausspricht und zu seinem Ziel kommt, erklingt zunächst die Stimme. Das Wort selbst ist größer, doch es bedarf, wenn es nach außen dringen soll, der rufenden Stimme. Johannes ist als die „Stimme des Rufenden“ der Anfang des Evangeliums. Diese sensible Beobachtung stammt von Augustinus. Mit dem Verhältnis von Stimme und Wort verdeutlicht er das Wesen des priesterlichen Dienstes: Wie nämlich das Wort, bevor es durch die Stimme sinn-

lich vernehmbar werden kann, bereits im Herzen und in den Gedanken des Menschen, der es spricht, lebt, so besteht die Aufgabe des Priesters darin, sinnlich-lebendige Stimme für das vorgängige Wort Gottes zu sein. Dabei ist auch die Beobachtung von entscheidender Bedeutung, dass der sinnliche Klang, nämlich die Stimme, die das Wort von einem Menschen zu einem anderen trägt, vorübergeht, während das Wort bleibt. Die menschliche Stimme hat deshalb keinen anderen Sinn als den, das Wort zu vermitteln; danach kann und muss sie wieder zurücktreten und verstummen, damit das Wort im Mittelpunkt bleibt.⁶ Aus diesen Beobachtungen schließt Augustinus, dass der Priester im Dienst eines anderen steht, dessen Sache er zu vertreten hat. Johannes leiht nicht nur seine Stimme, an ihm wird ablesbar, wofür er steht, - für den, der stärker ist als er. Er ist der Rufer, der das Kommen des Starken ankündigt. So ist er Diener am Wort.

5 Gisbert Greshake, Die Wirklichkeit Gottes als Mitte priesterlichen Seins und Handelns, in: Korrespondenzblatt des Canisianums 132 (1998/99) 2-11.2

6 Vgl. dazu: Felix Genn, Trinität und Amt nach Augustinus (Sammlung Horizonte. Neue Folge 23), Einsiedeln 1986, 185-215

Wohin ruft Johannes? In seiner Predigt ruft er die Menschen zu Herzensumkehr, Gesinnungsänderung, sich immer aufs Neue hinzukehren zu Gott und in der Konsequenz auch zu „würdigen Früchten“ (vgl. Lk 3,8 par) auf. Damit bereitet er den Weg zur Rettung vor. Mit ihm beginnt das Heilswerk dessen, dem er die Wege bereitet. Darin ist Johannes Prophet. In ihm wird deutlich, dass Gott wieder zu seinem Volk redet und im Kommen ist. Die Kompetenz des Johannes ist die Gottunmittelbarkeit - immer wieder ablesbar an seinem bevorzugten Ort, der Wüste. Und in der Mitte seiner Verkündigung steht die alles verändernde Nähe des lebendigen Gottes. Deshalb konnte er Vorgänge etwa in der Herodias-Affäre des Herodes (s. Mt 14,5) hellsichtig wahrnehmen und klar beim Namen nennen. Er lenkte das Augenmerk auf das Jetzt und zugleich auf das Kommende und den Ankommenden. Darin liegt jene tief greifende Selbstenteignung, die Paulus mit dem Wort ausgesprochen hat: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (vgl. Gal 2,20). Da kommen das Wachsen Christi

und das Kleinwerden des Menschen zur Blüte. Es ist zugleich das Wachsen des Menschen in der Weise, die bleibt.

Sind solche Menschen nicht gefragt? Geschieht nicht durch sie die wahre Orientierung? Kann man an meinem Leben ablesen, wofür ich stehe, einstehe, „Stimme“ bin? Wie sehr ist die Nähe des Lebendigen Gottes, des gegenwärtigen und unsichtbaren Herrn, Grundmotiv meines Lebens? Wie sehr weise ich darauf hin? Oder noch einmal anders – und das ist die Kernfrage: Was würde mir fehlen, wenn der gekreuzigte Auferstandene fehlte, für den ich Stimme bin? Was wäre mein Dienst, wenn ER nicht die tragende, lebendige Wirklichkeit wäre – vor allen anderen Fragen heute?

b. Sakramentales Leben

Das Wort, das der Priester zu verkünden hat, ist ein sakramentales Wort. Wie der Logos selbst Fleisch geworden ist, so will auch Gottes Wort sinnlich erfahren werden in den Sakramenten, zunächst in der Feier der Eucharistie, die die Mitte des priesterlichen Dienstes ist. In den

Sakramenten lebt ja eine vorausweisende und bewegende Spannung: Einerseits sind sie „Zeichen der Fülle“, insofern durch sie Christus wirklich präsent ist, realpräsent. Andererseits sind sie in derselben Weise „Zeichen des Mangels“, weil Christus nicht sichtbar und unmittelbar gegenwärtig ist, sondern repräsentiert wird – durch Menschen, die auf ihn verweisen. Die Eucharistie ist ja nicht einfach eine liturgische Feier, die auf dem Dienstplan steht und die wir anschließend wieder hinter uns lassen können. Diese Feier will uns selbst ja so verwandeln, dass wir selbst im Alltag Zeichen, ja Eucharistie werden, uns den Menschen als lebendige Hostien zur Verfügung stellen, so dass unser ganzes Leben und Wirken zu einem eucharistischen Hochgebet werden kann, wie der Heilige Franz von Assisi gesagt hat. Wir bitten ja Gott, dass die Lebenshingabe Jesu Christi für die Menschen, die wir in der Eucharistie feiern, uns innerlich werde und dass wir selbst hineingenommen werden in die Bewegung der Hingabe Jesu. In der Enzyklika „Deus Caritas est“ heißt es: „Eucharistie, die nicht praktisches Liebes-

handeln wird, ist in sich selbst fragmentiert.“⁷ Wenn in diesem Sinn Eucharistie bei uns zu einer Lebenskultur wird, dann ist sie in sich selbst Parusie, weil wir in ihr Christus als unseren König empfangen. – Wie dann dieses Handeln konkret aussehen kann und was seine Rahmenbedingungen sind, dem soll die zweite Richtung in Andeutungen gewidmet sein.

4. Die Suche nach dem Menschen

Wenn denn hier die Richtung zur Quelle eingeschlagen ist, dann braucht es auch eine neue Suche nach dem Menschen. Sie gehört zum Ausschauhhalten notwendig dazu.

Was gehört also in die Situationsbeschreibung der Menschen und der Kirche hinein? Das ist zunächst unser *Glaube*, – unser Glaube, der von der heutigen

7 Enzyklika DEUS CARITAS EST von Papst Benedikt XVI. an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen über die christliche Liebe. 25. Dezember 2005, [Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 171] Bonn 2006, Nr 14, S 22.

Situation ganz entscheidend mit getroffen ist. Hierbei denke ich nicht in erster Linie an Glaubensinhalte, obwohl sich auch auf der Ebene der Glaubensinhalte neue Sichtweisen ergeben. Denken Sie etwa an die Zeit von 1950, wo man innerhalb der katholischen Welt sehr interessiert war an mariologischen Dogmen. Heute kümmert es kaum jemanden, ob Maria als Corredemptrix definiert wird oder nicht. Solche eng gestellten Fragen finden heute keinen Widerhall, selbst wenn darin ein Kern liegt, der für uns existentiell bedeutsam werden kann. Wir brauchen heute erst einmal andere Inhalte. Menschen fragen heute nach der Existenz Gottes überhaupt und nicht nach allen möglichen Privilegien, die man der Gottesmutter oder dem hl. Josef vom Glauben her möglicherweise zuschreiben könne (und was nicht Sinnrichtung der mariologischen Dogmen ist). Das ist heute nicht in dem Sinne gefragt. Was diese Wende für den Glauben vor allem bedeutet, ist, dass die Art, den Glauben heute zu leben, gefragt wird, sowohl in Frage gestellt wie auch gefragt wird. Es geht um die Weise des

Glaubens, nicht vordringlich um Inhalte. Mir wird das sehr deutlich bei Reaktionen auf Morgenansprachen im Rundfunk. Viele Menschen sind auf dem Sprung, denen es nicht sosehr um spezifische Inhalte geht, sondern genau um diese Frage, wie Glauben geht, wohin sich die zunächst unbestimmte Sehnsucht ausrichten kann. Es geht um diese Grundfrage, wie das denn gehen kann, sich einem unsichtbaren Gott anzuvertrauen. Und sie fragen es ein konkretes, ansprechbares Gegenüber.

An einigen Stichworten möchte ich das kurz verdeutlichen. So sehr wir natürlich klagen können über das mangelhafte Glaubenswissen auch bei Abiturienten, fragen Menschen heute nicht so sehr nur nach Wissen, sondern sie fragen mindestens genauso, wenn nicht noch stärker, nach Glaubenserfahrung: Wenn du Glauben hast, dann sag mir bitte nicht, was du alles glaubst, sondern was du dabei *erfährst*! Oder: Wir erleben heute eine Akzentverschiebung im Bereich des Glaubens etwa vom sogenannten Satz-Glauben – vom Glauben, den man mit bestimm-

ten Aussagen oder Sätzen formulieren kann (dafür gibt es ja beeindruckende Bücher: den großen Katechismus (KKK) und Youcat) -, wir erleben, dass es damit eben nicht getan ist, sondern dass viel intensiver der Vertrauensglaube gefragt ist. D.h. Glaube als gelebtes Vertrauen: Wie geht das? Wo bekommt man das? Wo erlebt man das? Wovon ist das gehalten? Oder dass es beim Glauben nicht nur um den sogenannten blinden Glaubensgehorsam geht, indem man einfach sagt: Das musst du glauben! Da hast du nicht lange zu fragen!, - sondern dass es um das Verstehen auch dessen geht, was man im Glauben letztlich tut. D.h. wir erleben, wie sich der Glaube von einem mehr *was-haften* Glauben zu einem viel stärkeren *du-haften* Glauben hin entwickelt oder jedenfalls dieser Aspekt viel stärker in den Vordergrund tritt, verglichen mit anderen Aspekten. Und da braucht es Menschen, die Geistliche sind, die im Geheimnis Gottes zuhause sind, in denen Gottes Wort wohnt und lebendig wird, für das sie Stimme sein können, und die die Fähigkeit besitzen, ande-

re vor dieses Geheimnis hinzuführen.

Was heute gefragt ist, das scheint mir die Entdeckung und dann die zeichenhafte Verlebendigung vor allem der *Kreativität des Glaubens*. D.h., dass das Glauben selber, dass der Glaube etwas zutiefst Schöpferisches ist, dass Glaube etwas mit Schöpfung und damit auch ganz zentral mit Ostern zu tun hat. Und das ist schon, verglichen mit früher, eine irgendwie gewandelte Situation. Früher – wie ich jedenfalls noch gelehrt worden bin -, da war Glaube vielmehr ein rezeptives Verhalten. Man hat sozusagen rezipiert, aufgenommen. Und damit war es getan. Die Menschen heute fragen – mir scheint nicht zu Unrecht – : Was passiert denn da, wo ich glaube? Was entsteht denn da? Was kommt denn da Neues auf? Ich möchte das nicht in dieser eingengten Form verstanden wissen, dass man sagt: Was hab' ich davon? Das wird heute teilweise gewiss sehr egoistisch verkürzt gestellt. Zumindest sollten wir fragen: Was hat die Welt davon, wenn wir glauben? Und was trägt der Glaube

zur Heilung dieser Welt bei? Und da sind wir dann gefragt, und da geht es um die Kreativität des Glaubens. Glaube ist alles andere als ein totes Verhalten, Glaube hat es ganz entscheidend mit Leben zu tun, weil Gott ja ein Gott des Lebens ist. Wo wird diese Lebendigkeit für uns erfahrbar und transparent? Mir scheint, dass das an uns eine unwahrscheinliche radikale Herausforderung darstellt. Es geht um eine fundamentale und radikale Weise des Glaubens heute. Bis zu den Wurzeln des Glaubens müssen wir vordringen und von diesen Wurzeln des Glaubens auch dann nach den Urausdrucksformen des Glaubens suchen. Wir können nicht ohne weiteres sagen: „Das hat man immer so gemacht. Deswegen muss das so bleiben. Und deswegen gilt das heute genauso.“ Das scheint mir nicht mehr, sondern wir erleben das ja selber, wie massiv Menschen fragen: Wie geht denn Gebet überhaupt? Wie geht denn Glaube überhaupt? Und da kann ich nicht mit adressierten Antworten diese Menschen abspeisen, sondern da muss ich selber mit ihnen vordringen in eine Tiefe, wo das Quellgesche-

hen des Glaubens selber berührt wird. Gefragt ist ein neues Gesicht des Glaubens, eine Auferstehung des Glaubens für heute.

Das wäre also ein Bereich, den wir bei der Situation, bei der „Theologie des Tages“ ganz ernst in Rechnung stellen müssen. Es geht darum, aufzubrechen, und das ist nichts Bequemes. Ob uns das behagt oder nicht behagt: Dieser Situation müssen wir uns ganz ehrlich stellen. Da hilft es nicht, wenn an vielen Stellen ängstlich festgehalten und aussortiert wird. Die Kirche kann aus diesem Dilemma nur herauskommen, wenn wir uns alle miteinander auf den Weg machen. D. h. wenn wir lernen und begreifen, dass die Kirche *Wegkirche* ist, Weggesehen ist, dass wir unterwegs sind zur Wahrheit, unterwegs sind zur Liebe, unterwegs sind zu Gott, aber dass niemand sagen kann: „Ich habe in meinem Gepäck die volle Wahrheit“ oder „Ich habe die volle Liebe“ oder „Ich habe den ganzen Gott“. Wir alle sind hier unterwegs. Wenn wir miteinander konzilianter wären, kämen wir aus diesem Dilemma leichter heraus, als wenn wir

sofort solche Etiketten wie „orthodox“ oder „häretisch“ oder „links“ oder „rechts“ austeilen. Da kommen wir nicht weiter. Es gilt zu lernen, mit verschiedenen Meinungen und Standpunkten – wie begründet, wie echt oder unecht die sind – einfühlsam und klar zugleich umzugehen. Das ist deswegen besonders schwierig, weil das die Kirche in der Vergangenheit auch schwer gekonnt hat. Und heute ist es noch schwieriger, weil jeder fast sozusagen auf seine Position schwört und auf seinen Intellekt baut und den für den allein richtigen hält und alles andere dann von sich weist. Das bringt es mit sich, dass wir in mancher Hinsicht doch ein sehr trauriges Spektakel liefern und dann irgendwo erscheinen als ein Gebilde voller Widersprüchlichkeit und als eine orientierungslose Herde. Es hat auch wenig Sinn, heute zu sagen: „Gut, dann rufen wir nach dem starken Mann, der das macht. Und dann folgen alle.“ Das haben Sie alle erlebt, dass das gerade das Gegenteil hervorruft. Deswegen kommt keine Ruhe herein. „Das Kostbarste, das uns im Glauben geschenkt ist, heißt Christus, nicht Petrus.

Gott lehrt uns, die Kirche realistisch einzuschätzen. Auch sie trägt ihren Schatz in <zerbrechlichen Gefäßen>.“⁸ Dem gilt es zu dienen.

Es ist also eine „diakonale Kompetenz“, die hier in den Blick kommt. Dazu gehört ein sehr aufmerksames Wahrnehmen der Not heutiger Menschen, ein tiefes Erspüren der eigentlichen Fragen und Sorgen. Es geht um die Kunst des Hinhörens und Hinschauens, die Lebensmuster zu reflektieren versteht und erkennt, was Menschen brauchen und wonach sie sich sehnen.

Der Dienst am Menschen und seinen Lebensfragen setzt voraus, dass der Priester selber mit seinem Leben versöhnt ist, dass er seinem Leben täglich neu einen tiefen Sinn geben lässt. Menschen in schweren Lebenssituationen zu begleiten, bedarf, dass einer selbst mit der Gebrochenheit seiner eigenen Existenz umzugehen gelernt hat, - sich selber anzunehmen, in die eigenen Abgründe zu schauen, die

8 Franz Kamphaus, Gott ist kein Nostalgiker, Freiburg 2011, 63

eigenen Sehnsüchte zu kennen, sich nichts vorzuspielen, sondern authentisch das eigene Leben anzunehmen, auch da, wo ich mich in meinen Plänen und Erwartungen fixiert und schließlich vielleicht vergaloppiert habe.

5. Ausblick

Das deutet sich schon an beim letzten Wort in der Feier der Priesterweihe. Es ist das Wort des Bischofs an den Kandidaten:

Nimm hin die Gaben des Volkes für die Feier des Opfers.

Bedenke, was du tust.

Ahme nach, was du vollziehst und stelle dein Leben unter das Geheimnis des Kreuzes

Dieses Wort hat einen besonderen Stellenwert im Weiheritus, zunächst in seiner Makrostruktur: Vorausgegangen sind Handauflegung, Weihegebet, Salbung der Hände, Anlegen der Gewänder, Überreichung von Kelch und Patene mit der eucharistischen Gaben. D. h.: das Kreuz steht nicht am Anfang. Man kann es nicht direkt anzielen. Alles andere ist zuvor, angefangen von der Lebensunterbrechung, in der

die Berufung sich meldet und klärt, über die Annahme bis hin zur Entscheidung in der Öffentlichkeit. Das Kreuz zeigt sich, es kommt, wenn und wo man sich einlässt in den Dienst, wo Hingabe geschieht. Dann freilich will es angenommen werden: Es ist und bleibt Geheimnis, Geheimnis des Kreuzes, der Erlösung, die unter dem Gegenteil verborgen ist. Nur an dieser Stelle wird im Weiheritus vom Kreuz gesprochen.

Dem Wort vom Kreuz gehen in der Mikrostruktur drei Imperative vorweg, auch da ist es das letzte Wort:

Nimm hin –

Hier werden wir als Diener der Gemeinde angesprochen.

Bedenke –

Hier kommt in den Blick, dass der Vollzug des Dienstes aus der Mitte und Bezogenheit auf den Grund, der gelegt ist, allein möglich ist. Es geht um die Verantwortung mit Leib und Seele.

Ahme nach –

Das Mitsein mit den und das Fürsein für die Menschen in der Art Jesu sollen wir mit unseren Möglichkeiten

aufnehmen. In diesen drei Imperativen wird unser Lebenswille im Ganzen und im Besten angesprochen.

und (so) stelle dein Leben unter das Geheimnis des Kreuzes

Auch hier, in der Mikrostruktur des Wortes, erscheint das Kreuz als Folge, als Konsequenz der Nachfolge. Am Anfang steht immer das volle, beherzte Engagement. Wir wissen, dass das Kreuz kommt, die Durchkreuzung unserer Eigenentwürfe. Wenn es jedoch kommt, dann fällt es uns unendlich schwer. Doch schon in der kontinuierlichen Orientierung an Jesus haben wir daran Anteil, freilich auch an der heilsamen Kraft des Kreuzes.

Der entschiedene Dienst am Glauben der Menschen setzt Priester voraus, „welche die Herzmitte des Evangeliums begriffen haben, in diese eingedrungen sind und aus ihr heraus zu leben versuchen.“⁹ Gottes Geschichte mit den Men-

schen hat einen entscheidenden Grundzug. Es ist die immer neue Freisetzung des Menschen zu größeren Handlungs- und Lebensmöglichkeiten. Gewiss, diese Freisetzung geht nicht selten einher mit der leidvollen Erfahrung der Überforderung und der mühsamen Suche nach stets neuer Orientierung. Trotz allem bleibt sie ein sehr hohes Gut. Bischof Joachim Wanke schreibt im Blick auf seine langjährigen Erfahrungen: „Was nicht in Freiheit geschieht, gedeiht überhaupt nicht.“¹⁰ Es gibt auch eine Förderung zur Freiheit durch An-Forderung. Wer sich anfragen und in Frage stellen lässt, kann auch neue Antworten finden und zu neuen Einsichten gelangen. So ist es Johannes dem Täufer gegangen, so ist es den Menschen gegangen, denen er begegnet ist. So wird es uns ergehen. Mit dem, der uns ruft und unseren Weg mitgeht. „Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ Arnold Stadler hat dieses Christuswort in seinem Roman „Salvatore“¹¹

9 Joachim Wanke, Anforderungsprofil des Priesters in einer evangelisierenden Kirche, in: Peter Klasvogt (Hg.), Leidenschaft für Gott und sein Volk, Paderborn 2003, 60

10 Joachim Wanke, Anforderungsprofil, 64

11 Arnold Stadler, Salvatore, Frankfurt 2008, 189

so kommentiert: „Den schönsten Satz, den Menschen hören können, solange sie leben, hat sich der Evangelist als letzten aufgespart.“ So Matthäi am letzten zu sein, ist dann tröstlich und ermutigend. Hier nennt er die Evangelien „Partituren der Hoffnung.“

